

EGYD GSTÄTTNER

DAS GEISTERSCHIFF

EIN KÜNSTLERROMAN

PICUS VERLAG WIEN

*In der Kunst ist der Mensch als Thema un-
schlagbar.*

XENIA HAUSNER

1. BILD

DIE TÖNENDEN GLOCKEN

(1903)

Ich glaube nicht an Gott den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Das ist wahrlich nicht der Grund, warum ich in den Glockenraum des Campanile hinaufgestiegen bin, der mit dem Erzengel Michael auf seiner Spitze zum Dom von Sant'Eufemia gehört. Es ist ganz einfach die prächtige Aussicht: Der Blick über die Dächer von Grado hin zum Fortino, zu unserer Pension, also genau genommen zu Emmas Pension – ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken! Der Blick zum Fenster meines Ateliers im Dachgeschoß des Fortino, das ich mir gerade einrichte, und der Blick auf die Adria dahinter. Die blaue Adria. Es gibt tausend verschiedene Blaus am Meer. Das heutige Meeresblau hat mit blau eigentlich gar nichts zu tun. Mit Grado habe ich wieder einmal alle überrascht. Grado: Das hätte mir keiner zugetraut!

Mama half in Großvaters Osteria mit, in den Drei Kronen. Sie servierte und putzte und manchmal kochte sie sogar. Und wenn Zeit blieb, half sie manchmal auch noch bei den Fratelli Marchesini. Aber dann kam Mama plötzlich in den Himmel, und Großmutter musste ihre Arbeiten mitübernehmen. Ich gehöre sozusagen ebenfalls zu Großmutterns Arbeiten. Sie schaut auf mich. Aber weil Großmutter den ganzen Tag so viel zu tun hat, merkt sie überhaupt nicht, wenn ich einmal eine halbe Stunde

später von der Schule nach Hause komme. Wir leben in einem Haus in einem engen, finsternen Gässchen gleich hinter dem Kirchplatz, keine hundert Meter von der Basilika entfernt. Ich bin in diesem Haus geboren, Mama ist dort in den Himmel gefahren. Auf dem Heimweg ist mir in den letzten Tagen öfters dieser fremde Herr mit dem großen Papierblock unter dem Arm aufgefallen, der in die Kirche gegangen und, ohne dass ein Gottesdienst stattgefunden hätte, erst Stunden später wieder herausgekommen ist. Der Mann ist nicht von hier. Heute konnte ich meine Neugier nicht mehr bezähmen und bin ihm heimlich nachgegangen. Der fremde Herr ist den Kirchturm hinaufgestiegen. Ich bin ihm auf Zehenspitzen gefolgt und stand oben im Glockenturm in seinem Rücken, sodass er mich auf seinem Schemel sitzend ein paar Minuten gar nicht bemerkt hat. Der Fremde hatte den Block auf seine Oberschenkel gelegt und zauberte mit seinem Bleistift die schönste Zeichnung aufs Papier, die ich je gesehen habe. Diese sagenhafte Kunst würde ich auch gerne beherrschen, dachte ich. Ich kann auch zeichnen. Aber nicht so. Ich habe gedacht, wenn man älter wird, hört man zu zeichnen auf. Ich habe gedacht, Erwachsene zeichnen nicht. Großmutter zum Beispiel kann nicht zeichnen, und deswegen tut sie es auch nicht. Nie.

Der Mann zeichnete die Dächer der Häuser von Grado und die Lagune dahinter, aber – und das war das Besondere an dem Bild – nicht wie auf einer Ansichtspostkarte, sondern genau so, wie wir das Städtchen gerade sahen: Nämlich eben aus dem Inneren des Glockenturms heraus, durch die beiden bis zur Hüfthöhe vergitterten Arkaden; im Vordergrund die zwei mächtigen hin- und herschwingenden, laut tönenden Glocken mitsamt der komplizierten Seilkonstruktion und den Hämmern, die auf die Glockengehäuse schlugen: Das alles war auf dem Bild. Jede Einzelheit ganz präzise. Das Bild wirkte so un-

geheuer wirklich – und war doch anders. Denn in Wirklichkeit hingen die Glocken völlig bewegungslos, und während man sie auf das Bild schauend tatsächlich läuten zu hören meinte, waren sie in Wirklichkeit still. Anders würde einem hier oben wohl in kürzester Zeit das Trommelfell platzen. Das Bild faszinierte und erschreckte mich beim ersten Hinsehen so, als zeigte es hinter dem Altbekanntem und Gewöhnlichen etwas Geheimnisvolles, Ungeheuerliches und Verbotenes, etwas, worüber man auf gar keinen Fall sprechen darf. Etwas Wahres.

Als der Fremde mich schließlich bemerkte und über die Schulter zu mir blickte, lächelte er kurz und zwinkerte mir zu. Zunächst sagte er aber nichts und arbeitete weiter.

Josef Maria heiße ich nicht nach den Eltern von Jesus Christus, sondern nach meinen eigenen Eltern, nach meinem Vater Josef Michael Franz und meiner Mutter Maria Theresia. Ich glaube also weder an Gott noch an die Menschen, die sich Gott nach ihrem Ebenbild erschaffen haben und ihn sich Generation für Generation, Klasse für Klasse, Stand für Stand und Land für Land herrichten und zurechtbiegen, wie sie ihn gerade brauchen. Ich glaube nicht, dass es gerecht zugeht auf der Welt. Leider. Schön wäre es natürlich, aber ich glaube nicht, dass jeder das bekommt, was er verdient. Wenige bekommen viel mehr, viele viel weniger, als sie verdienen. Das ist die Welt. Am besten denkt man über solche Fragen gar nicht allzu lange nach. Man würde nur trübsinnig dabei. Ich muss zugeben, dass ich selbst unglaublich viel Glück gehabt habe von Anfang an und bis zum heutigen Tag. Ich habe es gut getroffen. Mein Leitspruch lautet: Glaub an dich, dann glaubst du an Gott! Ich glaube an mich.

Gefällt dir das Bild, Bub? Ja? Wie heißt du denn?

Biagio ist mein Name.

Und wie alt bist du?

Zwölf.

Ein echter Gradeser? Schön. Also, woran ich wirklich glaube, Biagio, das ist die Kunst. Du wirst das vielleicht noch nicht verstehen, weil du zu jung bist. Aber ich glaube, dass der Künstler anstatt Gott das Göttliche erschaffen und in die Welt bringen muss, so wie ich es hier gerade tue. Das Göttliche, das ist ein Bild, eine Zeichnung, ein Gemälde, eine Skulptur. Das Göttliche, das ist ein Gedicht, eine Geschichte, ein Lied, eine Symphonie. Das Göttliche, das ist ein Bauwerk, ein Haus, ein Schloss, eine Arena, eine Kathedrale. Ich glaube, dass man die Welt durch Kunst besser macht, einfach indem man Kunst macht. Und ich glaube an die ungekünstelte Kunst, an die diskrete Poesie des Faktischen.

Und wie gesagt, na ja, ich glaube an mich. Ich weiß, was ich kann. Meine Bilder sind mein Beweis. Fragtest du mich, Biagio, was ich hier tue und wie ich hierhergekommen bin, hier auf den Kirchturm und hier auf diese Insel und in deine Stadt, dann würde ich einfach ganz am Anfang beginnen. Komm, setz dich hierhin.

Allora: Ich, Josef Maria Auchentaller, wurde am 2. August 1865 in Wien geboren, in Penzing, im Seidengräztl. So wie mein Vater, der Seidenhändler, aus Trient in Südtirol in die Reichshauptstadt gezogen war, war der junge deutsche Kaufmann Georg Adam Scheid aus einer ganz anderen Richtung, nämlich aus Stuttgart, nach Wien gekommen. Er trat dort in die Werkstätte des Juweliers Markowitsch ein, heiratete die Tochter seines Arbeitgebers und wurde Teilhaber. Bald hieß die Firma Markowitsch & Scheid, ein florierender Betrieb mit dreihundert Arbeitern. Kurzum: Der Deutsche hatte schnell

gelernt, Österreicher zu sein. Herr Scheid erzeugte Zigarettentuis, Puderdosen, Toilettengarnituren, Schmuckkassetten, die er nach ganz Europa exportierte. Mit seiner Frau zeugte Georg Adam Scheid zwei Söhne, die früh starben, und außerdem vier Töchter: Die Ida, die Martha, die Elsa, und die älteste hieß Emma. Die wurde meine Frau – allerdings erst sechsundzwanzig Jahre später – meine geliebte und verehrte Frau, meine Emma.

Mein Schwiegervater war anfangs gar nicht einverstanden mit unserer Heirat, mein Vater nicht mit meinem Lebenswunsch, Künstler zu werden. Dabei musste er mein Talent wohl bemerkt haben. Aber er hatte in seinem Leben zu viele sogenannte Künstler scheitern und als verkrachte Existenzen enden gesehen: mittellos, verschuldet, ausgezehrt und desperat. Er war nicht schweren Herzens aus der Tiroler Heimat weggezogen und nach Wien gegangen, damit seinem Sohn auch so ein Debakel passierte. Daher bestand mein Vater darauf, dass ich die Technische Hochschule besuche. Zeichnen müsse und könne man da auch, wenngleich der Spielraum der Fantasie begrenzt sei. Aus mir sollte ein Architekt werden. Zu bauen gab es in Wien viel, sofern man nur Beziehungen hatte und Aufträge bekam. Ich sollte daran mitarbeiten, Wien ein neues Gesicht zu geben. Natürlich fügte ich mich dem Willen des Vaters. Ich absolvierte die Fächer Mathematik, Mechanik, Physik und schaffte die erste Staatsprüfung.

An der Technischen Hochschule lernte ich den Josef Hackhofer aus Wolfsberg im Kärntner Lavanttal kennen. Wolfsberg ist praktisch unberührte Natur. Weil er zwei Jahre älter als ich ist, heißt der Hackhofer Einserpepi, während ich der Zweierpepi bin. Der Einserpepi hatte in Klagenfurt die Realschule besucht und war dann zum Architekturstudium nach Wien gezogen. Auf dem Weg von Klagenfurt nach Wien wanderte

auch die Betonung von der ersten auf die zweite Silbe seines Namens. Der Hackhofer Pepi kam schnell in verschiedenen Architekturateliers unter, unter anderem als Zeichner bei Otto Wagner. Jetzt müsste ich dir vielleicht kurz erzählen, wer Otto Wagner ist, Biagio. Aber das führte zu weit. Früher oder später wirst du Otto Wagner schon noch kennenlernen. Er hat versprochen, mich hier zu besuchen. Du wirst noch staunen, wer alles nach Grado kommen wird, um mich zu besuchen! Na, jedenfalls war der Hackhofer Pepi mit einem Fräulein Elsa liiert. Die hatte drei Schwestern, und die älteste war Emma, eben meine Emma. So ein süßes Spitznäschen! Ich habe Emma der Technischen Hochschule Wien zu verdanken. Mehr brauchte ich von dieser Hochschule nicht. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr kommt mir vor, als hätte sich Emma mich ausgesucht, nicht umgekehrt. Spitznäschen hin, Spitznäschen her: So zierlich sie aussehen mag, ist sie doch mit einem enormen Willen ausgestattet. Was für ein Persönchen! Sie muss einem nur in die Augen schauen, und schon ist man entwandert! Wenn sich Emma etwas in den Kopf gesetzt hat, wäre es reine Zeitverschwendung, ihr das wieder ausreden zu wollen. Sie setzt sich auf Biegen und Brechen durch. Eine Naturgewalt.

Nachdem ich Emma kennengelernt und mich in sie verliebt hatte, beteiligte ich mich immer weniger an den technischen Fächern an der Hochschule und konzentrierte mich vor allem auf den Modellierkurs. Schließlich wechselte ich, ohne meinem Vater etwas zu sagen, doch an die Akademie der bildenden Künste. Es war nicht allzu schwer, diesen Entschluss vor meinem Vater geheim zu halten, denn der verbrachte damals zu dieser Zeit jede freie Minute im Ausserland am Grundlsee, wo er die Baufortschritte des Auchtaller'schen Ferienhäuschens überwachte. Meine beiden Brüder Robert und Heinrich, der während Vaters Abwesenheit dessen Firma leitete, weihte

ich in meinen Entschluss ein, verpflichtete sie aber zu Stillschweigen.

Ich arbeitete wie ein Berserker. Ich plante, skizzierte, zeichnete, malte wie in Trance, und die ersten Erfolge und Preise kamen schnell und wie von allein. Das machte es mir auch etwas leichter, einerseits dem Vater mit meiner eigenmächtigen Lebensentscheidung, andererseits Herrn Scheid unter die Augen zu treten und um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Mein Vater reagierte mürrisch, mein zukünftiger Schwiegervater ebenso. Dafür hatte ich Verständnis. Von der Erstgeborenen trennt man sich am schwersten. Ich darf gar nicht daran denken, wenn es bei Maria Josepha einmal so weit ist. Schrecklich! Zum Glück ist dieser Tag noch fern. Meine über alles geliebte Tochter! Mein Leben! Sie heißt so wie ich, nur umgekehrt. Hast du Maria Josepha schon einmal gesehen, Biagio? Sie ist so alt wie du. Hast du schon einmal den *Rigoletto* gehört? Wie herzerreißend es ist, wenn sie dort trällern: *Mia figlia! Mio padre!* Na ja, für Kinder sind Opern nichts, und das ist auch gut so. Was ich sagen wollte: Wer wünscht sich schon einen fast mittellosen jungen Künstler als Schwiegersohn? Na habe die Ehre! Zwar sagte Herr Scheid niemals, dass ich nicht gut oder nicht gut genug für Emma sei, und ob er sich das insgeheim gedacht hat, weiß ich nicht. Im Gegenteil führte er als Hindernisgrund für unsere Ehe an, seine Tochter Emma sei nicht gut für mich und meine Karriere. Der Schwiegervater als Mäzen, wie schaut denn das aus?, fragte der Schwiegervater in spe. Der Schwiegervater als Mäzen sei automatisch eine Abwertung meiner Kunst und würde andere, einflussreichere, kompetente und potente Mäzene davon abhalten, sich für mich zu engagieren und mich sozusagen als Marke in den Kunstbetrieb zu integrieren. Das Hauptkapital eines jungen Künstlers sei seine Armut! Wie der Phönix aus der Asche müsse

der junge Künstler sozusagen aus dem Misthaufen kommen! Immer und überall würde man mir meine Heirat mit einem Fräulein aus reichem Hause, meine gute Partie vorhalten und hinter meinem Rücken auch vorwerfen. »Der macht es sich leicht!«, würde es heißen, fürchtete mein Schwiegervater, »so ist es keine Kunst, Künstler zu sein.« Mit einer begüterten Frau an meiner Seite würde ich nicht die Kraft und Entschlossenheit aufbringen, mich in der Hölle des Kunstmarkts durchzusetzen, die notwendige Härte, Brutalität, Rücksichtslosigkeit und Durchtriebenheit schon gar nicht. In der Szene würde ich nur Neid erregen – und Intrigen und Boykott ernten. Aber schließlich hatte doch auch er selbst, mein Schwiegervater, in einen Betrieb eingehiratet und sehr geschickt die Liebe mit dem Geschäft verbunden. Auch er hatte damals keine großen Güter einzubringen gehabt, nur Talent. Und Willen. Unbedingten Willen. Emma neigte ihr Köpfchen zur Seite, lächelte ihren Vater bloß an, ließ ihre Augen glitzern und sagte: »Das machen wir schon!« Emmas Lächeln bedeutete: »Die Welt hat ihre Türen geöffnet und lädt uns ein, sie neu zu schaffen. Also verlieren wir keine Zeit! Fangen wir an!« Damit war Georg Adam Scheid geschlagen. Er fügte sich seufzend in sein Schicksal, und nach der Hochzeit durfte ich Herrn Scheid sogar *Vater* nennen.

Ich kann mich noch sehr gut an den Tag erinnern, an dem ich Emma den Heiratsantrag gemacht habe: Es war der 5. Jänner 1891, ein stürmischer Wintertag mit klirrender Kälte und Schneegestöber. Unwirtlich, aber wild romantisch. Ich ging mit Emma Schlittschuh laufen und wir tanzten einen Walzer übers Eis. Am Ende des Tanzes, als ich mit einer eleganten Bewegung vor Emma in die Knie sinken, ihre Hand nehmen, ihr in die Augen schauen und sie fragen wollte, ob sie meine Frau werden möchte, wie ich es geplant hatte, kam von hinten

plötzlich ein großer schwarzer Seehund auf mich zugeschossen, rammte mich und walzte mich nieder, sodass ich auf Emma stürzte, die aufs Eis krachte und schrie, wahrscheinlich mehr vor Schreck als vor Schmerz. Auch der Seehund krachte grunzend aufs Eis. Einzig seine Begleiterin stand aufrecht und unversehrt daneben und schaute betreten. Die Leute rundherum lachten. Schadenfrohes Gesindel!

Der Seehund entschuldigte sich vielfach für seine Ungeschicklichkeit, die er damit erklärte, dass er sich zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren aufs Eis gewagt habe. Das sei in Feldkirch gewesen, in Vorarlberg, an der Grenze zur Schweiz, wo er als junger Mann ein Jahr im Internat verbracht habe. In England gebe es leider nur selten Gelegenheit, Schlittschuh zu laufen. Er komme nämlich aus Südengland, aus Portsmouth. Arthur sei sein Name. Er sei gar kein Seehund, sondern Arzt, und das sei seine Gattin Luisa. So schlimm sei sein Rempel ja zum Glück nicht gewesen, dass Emma oder ich einen Arzt benötigten, kalmierte ich. Arthur lachte und erzählte, sie seien nach Wien gekommen, weil er sich zum Augenarzt weiter ausbilden lassen und ein Semester hier an der Universität studieren wolle. Die Wiener Augenheilkunde habe ja einen exzellenten Ruf. Dass Arthur mit seinem unbeabsichtigten Frontalzusammenstoß gerade meinem Heiratsantrag in die Quere gekommen war, wie wir ihm erzählten, schien ihm schrecklich peinlich zu sein. Hoffentlich würde ich in dem kleinen Unfall kein schlechtes Omen sehen! Das würde er sich nie verzeihen. Dabei könne ein Blinder sehen, wie gut wir zwei zusammenpassten! Wie füreinander geschaffen! Er kam aus dem Entschuldigen gar nicht mehr heraus. Als Wiedergutmachung bot sich Arthur sogar als Trauzeuge an. Dazu kam es allerdings nicht. Zwar trafen wir uns noch ein- oder zweimal, weil uns das britische Paar bat, es »ins fröhliche Wiener Gesellschaftsleben« einzuführen

und ihm Kaffeehäuser zu zeigen, in denen man gut Melange trinken könne. Aus Sicht eines Engländers ist vermutlich jede Melange irgendwo auf dem Kontinent exzellent. Und erst die Konditorkunst! Beim Demel ereiferte sich Arthur über die Tatsache, dass meine »entzückende Braut« Emma genauso heiße wie Madame Emma Bovary, die große umstrittene Frauengestalt im Roman von Flaubert. Daraufhin nannte Luisa ihren Mann einen »ungehobelten Klotz«. Emma und ich standen sozusagen wieder auf dem rutschigen Eis: Flaubert sagte uns nicht viel. Wir kannten den Roman wohl vom Hörensagen, hatten ihn aber beide nicht gelesen.

Zwar sprach dieser Arthur also leidlich gutes Deutsch, das für das Gesellschaftsleben und ein wenig Konversation über Literatur und Kunst wohl gereicht hätte, für ophthalmologische Spezialvorlesungen an der medizinischen Fakultät aber nicht. Im Hörsaal verstand er praktisch nichts. So brach der Seehund sein Kurzstudium schnell wieder ab und verließ Wien früher als geplant. Unsere Hochzeit verlief zum Glück ohne Störungen, Rempelen, Omen oder sonstige Zwischenfälle. Das Ziel unserer Hochzeitsreise hieß Kärnten, Wolfsberg und das Elternhaus von Pepi Hackhofer, der uns gemeinsam mit Elsa begleitete. Die beiden heirateten schon wenig später, sodass mein Freund und Studienkollege Pepi auch noch mein Schwager wurde. In Kärnten zeichnete ich Saualpe und Koralpe, Kühe und Kälber. In der Wiese hinter dem Hackhoferhof lebte ein zahmer Hase, der so zutraulich, lieb und friedlich war, dass ihn Emma »Leibniz« nannte. Ich zeichnete den Kopf von Leibniz und darf ohne falsche Bescheidenheit sagen, dass der Kopf meines Feldhasen dem Feldhasen von Dürer in nichts nachsteht. Ein Fall für die Albertina. Die Sache ist nur: Dürer war um ein paar Jahrhunderte schneller. Na, macht nichts. Auch sonst war unsere Hochzeitsreise von Erfolg gekrönt: Die Kärntner

Luft hat das gewisse Etwas, und neun Monate später wurde das schönste und liebste Wesen geboren, das jemals das Licht der Welt erblickt hat, meine heiß geliebte Tochter Maria Josepha.

Geboren wurde Maria Josepha in Wien. Die Windeln haben wir ihr aber in München gewechselt. (Ich auch, jawohl! Manchmal.) Denn selbstverständlich habe ich meine kleine Familie mitgenommen, als ich nach München ging. Wir lebten in Schwabing, im Künstlerviertel, standesgemäß. Von Kunstakademie zu Kunstakademie. Diesmal saß ich in der Klasse von Paul Höcker und profitierte enorm. In München wurde die Secession gegründet: ein Befreiungsschlag gegen das Althergebrachte! Abspaltung von der elitären Künstlergenossenschaft! Gegen die Bevormundung durch den staatlichen Kunstbetrieb!, lautete die Losung. Gegen seine konservative Ausstellungspolitik! Das war ganz in meinem Sinn. Ich wurde zu vielen bahnbrechenden Ausstellungen eingeladen, etwa in den berühmten Münchner Glaspalast. Von solchen Einladungen konnten die meisten meiner österreichischen Kollegen bloß träumen. Mit mir aber ging es steil bergauf. Das Konzept der deutschen Künstler, mit denen ich zusammenlebte und zusammenarbeitete, ob in München oder am Ammersee, lautete: Bahnbrechen! Bahnbrechen! Bahnbrechen! Wien war alt. München war jung. Erst später schaute sich Wien die Jugendlichkeit von München ab und wurde selber jung. München: Damit hatte niemand gerechnet! München: Damit hatte ich die Daheimgebliebenen und die feisten Platzhirschen alle am falschen Fuß erwischt. Immer schneller als die anderen, den anderen immer einen Schritt voraus sein! Immer der Überraschende, nie der Überraschte sein! Utting am Ammersee ist übrigens ein ganz hübsches Künstlerdorf. Mit dem Pauli Höcker war ich im Sommer oft dort, mein Lehrer war nämlich längst auch mein Freund geworden. Mit dem Langhammer Arthur

aus Leipzig und natürlich mit dem List Willi, der mich aus Wien ja praktisch nach München begleitet hatte. Die haben einen tollen Sprungturm aus Holz dort, Biagio, drei Geschoße! So einen brauchten wir hier in Grado auch! Aber den machen wir, wart's nur ab!